liche Beamte Jahrhunderte lang schlecht verwaltet waren. Unter den Mitgliedern der verbotenen Organisationen finden sich nicht selten hohe Regierungsbeamte. Die Gesellschaften gelangen dadurch zu ungeheurer Macht, der die Bevölkerung schutzlos preisgegeben ist, denn die „Brüder" haben ihre Gründungsziele längst vergessen und sind zu einem Schrecken des Volkes entartet.

Die Kongsis, wie die Geheimbünde dort genannt werden, können in zwei Klassen geteilt werden. Viele Geheimbündler treten nur zu verbrecherischen Zwecken zusammen und bilden einfach Räuber- und Mordbanden, unter denen die Seeräuber eine große Rolle spielen. Im ganzen Reiche verbreitet, werden diese Bündnisse durch grausamste Disziplin zusammengehalten. Die zweite Art der Organisationen trägt meist politischen Charakter oder tritt als Femgericht auf. Ueber religiöse Fragen kann der philosophisch denkende Chinese sich nicht ereifern. Doch auch diese Geheimgesellschaften entarteten mit der Zeit so sehr, daß ganze Gegenden durch sie unsicher gemacht werden konnten. Besonders in unruhigen Zeiten mischen sich unberechenbare Elemente hinein, denen es nur darum zu tun ist, ihre persönliche Rache oder ihren Blutdurst zu befriedigen.

Eine der bekanntesten dieser Gesellschaften führt den Namen Tinlinei = Dreieinigkeit — oder Triasgesellschaft. Von edelsten Menschen gegründet, artete sie im Laufe der Jahrhunderte zu einer Räuberbande aus, die vor dem chinesischen Umsturz den Süden des Reiches in beständiger Aufregung hielt.

In der Provinz Fukien stand seit Menschengedenken das Bergkloster Shaolin. Dessen buddhistische Mönche waren als stahlharte Männer bekannt, die auch den Kampf mit Tigern nicht scheuten. Die tapferen Recken genossen im ganzen Reiche hohes Ansehen. Viele Zöglinge kamen zu ihnen, um im Speerwerfen, Bogenspannen und in strategischen Künsten unterrichtet zu werden. Als in der Regierungszeit des Kaisers Kanghi der Fürst von Silu sich gegen diesen empörte, sandte der Herrscher eine Bitte an die Mönche im fernen Gebirge, ihm in dem Feldzuge beizustehen. Die hundertachtundzwanzig Mönche des Klosters mit ihren Zöglingen besiegten den Fürsten von Silu und zogen nach Peking, wo der Kaiser sie voll Dankbarkeit empfing.

Doch die weltentsagenden Mönche fühlten sich in der Hofluft nicht wohl und kehrten wieder in ihr stilles Kloster zurück. Bald fanden sich bei Hof Neider, die aus Eigennutz die Mönche bei dem Kaiser verdächtigten und behaupteten, diese wollten Kanghi vom Throne stürzen und selbst die Regierung ergreifen. Dem Monarchen wurde so lange zugesetzt, bis er heimlich das Kloster samt den Mönchen umzingeln und verbrennen ließ. Fast alle tapferen Männer fanden ihren Tod in den Flammen. Nur fünf von ihnen konnten sich retten. Sie gründeten einen Bund, der es sich zum Ziele setzte, das Land von dem verräterischen Kaiser zu befreien. Bald fand dieser Bund Tausende von geheimen Anhängern. Beim Abschied von einander verfaßten die fünf Patriarchen einen Vers, der noch heute den Mitgliedern der Gesellschaft als Erkennungszeichen gilt.

Doch wie haben die Triasbrüder sich im Laufe der Zeit geändert! In einem südlichen Dorfe wird ein reicher Bauer von Räubern überfallen und seiner Viehherde beraubt. Am nächsten Tage erhält er die Botschaft, er möge sein Vieh an einer bestimmten Stelle holen. Der Bauer bittet den Bürgermeister des Dorfes, ihm Soldaten für diesen Gang mitzugeben, was dieser auch gewährte. Doch wie sie an die angegebene Stelle kommen, stehen Männer mit vorgehaltenen Pistolen vor ihnen und drohen, jeden zu erschießen, der nicht Mitglied ihrer Gesellschaft werden will. Aus Furcht gehen alle auf diese Forderung ein und ziehen mit dem Vieh ab. Ein einziger Soldat besitzt den Mut, die Räuber beim Bürgermeister anzuzeigen. Am nächsten Tage findet man ihn mit durchschossenem Kopfe auf der Dorfstraße liegen. Ist der Bürgermeister tapfer und ehrlich, geht er nun selbst mit seinen Soldaten auf die Suche der Verbrecher. Doch in den wenigsten Fällen gelingt es ihm, ihrer habhaft zu werden. Meistens wird er selbst von den Räubern umzingelt und durch Geldgeschenke bestochen oder mit dem Revolver gezwungen, dem Geheimbund — in diesem Falle der Triasgesellschaft — beizutreten. Nun ist das ganze Dorf der Bande ausgeliefert, denn wehe demjenigen, der den Bürgermeister bei der Regierung anzeigen wollte! Die Rache der ganzen Gesellschaft würde ihn treffen.

Die Kenntnis der geheimen Zeichen und Bräuche der Kongsi-Brüder verlangt jahrelange Uebung, und eingeborene Chinesen erzählen sie „Brüdern" beisammen sitzen, ohne eine Ahnung von den Geheimnissen zu haben, die diese sich durch Worte und Fingerhaltungen während eines anscheinend harmlosen Gespräches anvertrauen. Macht ein Eingeweihter die arglose Bemerkung, Herr Tschang habe heute ein Huhn gegessen, so wissen die Mitglieder, dies bedeutet Tschangs Todesurteil, während den Uneingeweihten nichts dabei auffällt. Auch halten die Geheimbündler ihre Pfeifen, Teetassen, Eßstäbchen und sonstige Gegenstände anders als gewöhnliche Menschen, die es nicht merken können. Dieses Geheimnisvolle erweckt große Angst unter der Bevölkerung, und die Neugier, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, führt den Organisationen eine Unmenge Mitglieder zu.

Geheimbünde, die sich politisch entgegen stehen und von Haß gegeneinander erfüllt sind, verüben an ihren politischen Gegnern grauenhafte Morde und Untaten. Gewiegte Kenner der chinesischen Verhältnisse behaupten, die geheimnisvollen Morde der „Brüder" untereinander zählen jährlich nach Tausenden. Wenn die Gegner schon im offenen Streit mit den grausamsten Mitteln kämpfen, so ist der Tod der Unglücklichen, die als Gefangene in die Hände ihrer politischen Feinde fallen, überaus qualvoll. Nach sicheren Quellen werden anders gesinnte gefangene Kongsibrüder nach langen Mißhandlungen gewöhnlich lebendig begraben. Jedes Opfer jedoch soll diesen Tod mit stoischer Ruhe ertragen. Eine noch grausamere Todesart ist das vollständige Entkleiden des Feindes und das Schlagen sowie Streichen des nackten Körpers mit Brennnesseln, worauf meistens Wahnsinn eintritt. Oder der entblößte Leib des Gefangenen wird mit Syrup bestrichen, im Walde an einen Baum gefesselt und den Insekten preisgegeben. Wenn bösartige Waldwespen den Körper überfallen, ist der Tod verhältnismäßig barmherzig, da der Mensch ihren Stichen schnell erliegt. In Gegenden, wo es viele Sümpfe gibt, findet man oft solche arme Opfer in der Mitte des Sumpfes gefesselt stehen und unrettbar langsam versinken.

Niemand in China hat die Macht, diese Geheimgesellschaften zu unterdrücken. Während der jetzigen Wirren soll es damit nicht besser geworden sein.

Am Ausguck

Der Verzweiflungskampf einer Biberkolonie.

Eine Biberkolonie in dem kanadischen Jasper-Naturpark führt jetzt mit Zähigkeit einen hoffnungslosen Kampf, um ihre Behausungen vor Vernichtung zu bewahren. Der künstliche See, der ihnen seit vielen Dezennien das Dasein sicherte, wird jetzt leer gepumpt, um ein neues Reservoir zu füllen. Sobald aber die Ingenieure in dem Biberdamm eine Oeffnung machen, um eine Röhrenleitung durchzulegen, kommen die fleißigen Biber mit Pappelholz und Fichtennadeln aus dem benachbarten Walde, um die Oeffnung in größter Hast zu dichten. Der Widerstand gegen die technische Neuerung ist so hartnäckig, daß die Arbeiten der Ingenieure anfangs fast keine Fortschritte machten. Man konnte gegen die Biber nicht energisch auftreten, da alle Tiere in den Naturparkanlagen durch das Gesetz geschützt werden. Die Lage wurde schließlich so kritisch, daß das kanadische Ministerium des Innern sich dazu bequemen mußte, den mit der Ausführung der Arbeiten betrauten Ingenieuren die Bewilligung zu erteilen, die Biber lebend zu fangen und in Stahlkäfigen einzuschließen. Das Fangen eines lebenden Bibers ist kein Kinderspiel und nur dadurch möglich, daß man im Dach seiner Hütte ein Loch macht und dann das Tier am Schwanz herauszieht. Der Inspektor des Naturparks muß nun eine große Kolonie bereits gefangener Biber überwachen und hat genug zu tun, um die Tiere mit Baumrinde zu versehen, der Hauptnahrung der Biber. Trotz der veränderten Verhältnisse, unter denen sie nun leben, sind die Biber munter und gesund. Wahrscheinlich werden sie in nicht allzu ferner Zeit ihren Weg in die Tiergärten Europas, Afrikas und Australiens nehmen.

Messerkampf mit einem Haifisch.

Der japanische Fischer Gamatano Yugoago ging kürzlich an der kubanischen Küste in der Nähe von Cienfuegos seinem Gewerbe nach, als plötzlich ein Haifisch von ungewöhnlicher Größe das kleine Boot angriff und es durch wilde Stöße zum Umschlagen zu bringen versuchte. Yugoago versuchte vergeblich, das Untier durch Schläge mit dem Ruder zu verscheuchen, der Haifisch ließ nicht locker, und der Fischer sah schon den Augenblick kommen, wo jener sein Ziel erreichen und das Boot kentern würde. Da griff er zu einem verzweifelten Mittel. Er packte ein großes Messer und sprang über Bord, um dem Haifisch in seinem eigenen Element den Garaus zu machen. Obgleich der Japaner ein ausgezeichneter Schwimmer war, gelang es dem Hai doch, mit seinen Kiefern den linken Arm seines Gegners zu fassen, aber Yugoago tauchte dafür sein Messer mehrere Male in den Leib des Raubfisches, so daß dieser bald erledigt war. Trotz des großen Blutverlustes konnte sich Yugoago so lange über Wasser halten, bis Hilfe heran kam. Der durch Haifischbisse übel zugerichtete linke Arm wird aber amputiert werden müssen. Das Verhalten des Japaners zeigt jedenfalls ungewöhnliche Entschlossenheit.

Trapper, Hund und Grizzlybär.

In den Wildnissen Britisch-Kolumbiens, in der Nähe der kleinen Ortschaft Barkersville, lebt der Trapper Hans Iverson. Auf einem Pirschgang hatte er kürzlich einen stattlichen Elch geschossen, die Beute aber liegen lassen, um sie erst am folgenden Tage in sein Blockhaus zu schaffen. Als er sich nun dem toten Elch näherte, bemerkte er einen riesigen Grizzlybär, der sich über den willkommenen Braten hermachte. Iverson wollte gerade die Büchse anlegen, denn einen Grizzly hätte er schon längst gar zu gern geschossen, aber da hatte der Bär ihn auch schon bemerkt und griff, unwillig ob der unerwarteten Störung, den Jäger an. Dieser fehlte in der Erregung mit dem ersten Schusse; als er eine zweite Kugel in den Lauf schieben wollte, hatte er zu seinem Entsetzen Ladehemmung, und ehe er diese beseitigen konnte, war sein Gegner schon heran. Iverson sah sein letztes Stündchen gekommen, als er von unerwarteter Seite Beistand erhielt. Sein treuer „Billy", ein deutscher Polizeihund, griff furchtlos den Bären an, der sich erstaunt dem neuen Feinde zuwandte. „Billy" verstand sich aber gewandt den furchtbaren Hieben und Prankenhieben des Grizzly zu entziehen, jedenfalls lange genug, daß sein Herr die Büchse wieder in Ordnung bringen und dem Bären mit einer diesmal gut sitzenden Kugel das Lebenslicht ausblasen konnte.

Die Buddhafelsen von Tatung.

Eine der Sehenswürdigkeiten Nordchinas sind die „Tausend Buddhas von Tatung" im nördlichen Schansi. Hier haben unbekannte Künstler vor rund vierzehn Jahrhunderten ungefähr tausend Baddhabilder aus dem gewachsenen Felsen herausgehauen. Seitdem besuchten jährlich Tausende die zur Kultstätte gewordenen Klippen von Tatung. Leider befanden sich unter den letzten Wallfahrern auch einige chinesische Offiziere und Soldaten, die einmal etwas von der Sammelwut der Weißen gehört hatten. Deshalb wußten diese Barbaren nichts Besseres zu tun, als 96 der Buddhastatuen die Köpfe abzuschlagen. Sie brachten ihre Diebesbeute nach Peking und fanden dort an den vielen „Altertumshändlern", die fast lediglich vom Betrug an leichtgläubigen ausländischen Sammlern leben, willige Abnehmer. Ein Teil der Köpfe wurde von Mitgliedern der Gesellschaft zur Erhaltung chinesischer Altertümer entdeckt, und diese veranlaßten die Beschlagnahme der noch nicht verkauften Häupter. Wie die behördliche Untersuchung ergab, hatte den Auftakt zu dieser Schändung ein Pekinger Altertumshändler selbst gegeben, der in ganz unverfrorener Weise beim Militärgouvernement um Stellung einer Soldatenabteilung als Schutzgarde gelegentlich einer Reise bat und dann mit Hilfe dieser Braven ein Dutzend Buddhaköpfe nach Hause brachte.

Zwillinge beschäftigen zwei Standesämter.

Gewöhnlich kann man annehmen, daß der glückliche Vater eines Zwillingspaares die Geburt seiner Sprößlinge freudestrahlend bei einem und demselben Standesamt anmeldet. Bei dem Landwirt Rimbert aus Graval in der Nähe von Dieppe ist dies aber nicht der Fall gewesen. Als nämlich die Mutter das freudige Ereignis kommen fühlte, befand sie sich in ihrem Hause in Graval, und dort kam ein Junge zur Welt. Der Arzt, der Frau Rimbert beistand, hielt es für richtig, die Mutter in aller Eile nach Dieppe ins Krankenhaus zu schaffen. Doch der Kraftwagen mit der Wöchnerin mußte kurz vor der Stadt halten, weil ein zweiter junger Erdenbürger ungestüm Einlaß in diese Welt forderte. So kam es, daß der erste Zwilling in Graval, der zweite in Neuschatel in das standesamtliche Register eingetragen wurde.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 1 — Donnerstag, 9. Januar — 1930

Höxter-Corvey

Zwei alte Kulturstätten an der Oberweser.

Elfhundertjährige altersgraue, schicksalsreiche Vergangenheit spiegelt sich in den Fluten der Weser, dem Strom der deutsch von der Quelle bis zur Mündung die lieblichen Fluren und grünen Wälder des Weserberglandes durchschlängelt.

Zwei Stätten ältester deutscher Kultur sind unser liebes altes trauliches Städtchen Höxter, ein Ort von 8000 Einwohnern fast ohne Industrie und mit ihr durch eine 200jährige Kastanienallee verbunden das frühere Kloster Corvey, heute ein lindenumrauschtes, idyllisches Schloß im Besitz des Herzogs von Ratibor und Corvey.

Nach blutiger Niederwerfung der heidnischen Sachsen durch Karl dem Großen von Ludwig dem Frommen gegründet, ging einst vom Kloster Corvey die Bekehrung des gesamten Nordens von Deutschland zum Christentum aus. Ansgar, der Bischof der skandinavischen Länder, zog von Corvey in den unwirtlichen Norden. Durch die Klosterschule zu Corvey, der Kaiser, Könige und Edle ihre Söhne zur Ausbildung überwiesen, wurde christliche Bildung über das heidnische Norddeutschland verbreitet. Manch hochgelehrter Mönch zierte das Kloster und verschaffte ihm Weltruf. Der Benediktinermönch Bruno aus Corvey bestieg im Jahre 996 als Gregor V. als erster Deutscher Papst den päpstlichen Stuhl. Zwar ist das alte Kloster Corvey im 30jährigen Kriege nach fünfmaliger Belagerung bis auf die Grundmauern zerstört. Nur der westliche Flügel der Kirche das sogenannte Westwerk, vollendet 885, hat der Zerstörung widerstanden und ist daher das älteste und ehrwürdigste Bauwerk Westfalens. (Vgl. das bei durchaus wissenschaftlicher Haltung leicht verständlich geschriebene Werk, welches ein Ereignis für alle Freunde der Kunst- und Heimatgeschichte bedeutet: Wilhelm Effmann, Die Kirche der Abtei Corvey. Mit Unterstützung der Provinz Westfalen aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Prof. Alois Fuchs.) Das Schloß selbst ist im 17. Jahrhundert in seiner jetzigen Gestalt neu erstanden.

Die alte Hansastadt Höxter aber erzählt mit ihren heute noch stehenden Bauwerken aus der Zeit, ehe der 30jährige Krieg Deutschland zu einem Trümmerhaufen machte, von einem blühenden Leben in den Hansastädten, als der deutsche Kaufmann die Handelswelt von Antwerpen bis Dorpat beeinflußte und Nord- und Ostsee dem machtvollen Bunde untertan waren.

Die winkligen Gassen, die hochgiebelten Häuser, die mit ihrem alten Baumbestand in wundervolle Spazierwege umgeschaffenen Wälle der alten Festung Höxter, deren Türme und Mauern, heute noch erhalten, manchen Sturm im 30jährigen Krieg erlebten, bieten dem, der Sinn für deutsche Vergangenheit hat, viel Interessantes.

Reichverzierte Bürgerhäuser in niederdeutscher Holzrenaissance geben der Stadt ihr eigenartiges altertümliches Gepräge. Wohlerhaltene alte Adelshöfe wie die heutige Dechanei und das Tillyhaus erzählen in ihrer breitbehaglichen Pracht von der einstigen Wohlhabenheit ihrer Besitzer.

Das 1613 erbaute Rathaus ist ein prunkvoller Renaissancebau mit Türmen und Erker. Die schlanken Türme der breits 1075 erbauten Kilianskirche überragen die Stadt und grüßen weithin in die Ferne.

Reich bewaldete Bergzüge bilden von allen Seiten einen reizvollen Rahmen für das freundliche Städtebild, locken zu genußreichen Spaziergängen und bieten von ihren Höhen weite herrliche Fernblicke über das von der Weser durchflossene Bergland, in dem nördlich Höxter der alte Fürstensitz Fürstenberg, die Stätte altbraunschweigischer Porzellankunst weithin sichtbar ist.





Auf dem rechten Weserufer dehnt sich der an Hoch- und Schwarzwild reiche Solling, nächst dem Harz das größte Waldgebirge Nordwestdeutschlands mit seinen wundervollen Laub- und Nadelwäldern und anmutigen von munteren Waldbächen durchrauschten Wiesentälern aus.

Auf dem linken Weserufer zeigt sich der Köterberg, die höchste Erhebung des Weserberglandes mit einem neu errichteten Unterkunftshaus in der Ferne, während der Anstieg zum Räusche- und Bielenberg dicht an der Stadt beginnt.

Hoch über Höxter ragt die Rabenklippe, die Stelle, die von der Provinz Westfalen für Errichtung des Reichsehrenmals in Vorschlag gebracht worden ist. Wer nach Höxter kommt, soll nicht, wie es früher oft geschah, sich damit begnügen, vom Dampferanlegeplatz in Höxter durch die alte Kastanienallee nach Corvey zu gehen und nach flüchtigem Verweilen in der ehrwürdigen Abtei weiter talwärts zu wandern oder zu reisen. Höxter, genau in der Mitte des Weserberglandes gelegen, ist die gegebene Wanderstation. Einige Tage gehören unter Benutzung der Weserdampfer den Sollingwanderungen, dem Aufstieg zum Köterberg, den Ausflügen nach Karlshafen und Pyrmont. An den eingelegten Ruhetagen muß man auf dem Felsenkeller, der Wilhelmshöhe oder auf der Fürstenberger Schloßterrasse ver-

Nr. 8

gnügsich gesessen, oder auf der Bossedorner Hochfläche, dem Heiligenberg, dem Brunsberg und Weinberg ein paar Stunden verträumt haben. Man wird erfrischt, innerlich bereichert die Heimreise antreten.

Den kleinen Friedhof der Klosterkirche zu Corvey betreten zu haben, dürfte für jeden guten Deutschen der das Weserbergland besucht, Ehrenpflicht bedeuten. Hier schläft der Sänger unseres Deutschlandliedes Hoffmann v. Fallersleben den letzten Schlaf.

—⊙—

Abenteuer mit einer Gottesanbeterin

Von Dr. Ludwig Franck-Kairo.

Glaubt nicht, daß eine Nonne oder gar eine fromme Büßerin gemeint sei; ein Kuriosum aus der Insektenwelt ist es, dem man den Namen einer „Gottesanbeterin" beilegt. Auch die Wissenschaft hat sie „Mantis religiosa", „fromme Büßerin" getauft, die Franzosen nennen sie „precheur", die Engländer „praying mantis". In Deutschland ist sie schon so selten, daß man sie — ‚sogar ein Insekt — unter Naturschutz gestellt hat, während man in Aegypten und in den Tropen noch mehreren Arten dieser eigenartigen Fangschrecken begegnet.

Wieder sitze ich in einem der beschaulichen Sommerhäuschen, die in ewiger Laubfrische das linke Nilufer Kairos von der Kasr el Nil-Brücke einen Kilometer lang bis zur Salamehbrücke begleiten. Blattfiltrierte Westsonne fällt in Lichtinseln über Tische und Bänke, ein Mückenschwarm tänzelt im höheren Laubdom, macht meine Lektüre träumerisch-besinnlicher. Da ertönt mit einem Male das Wehgeschrei eines Brummers, das die silberfeinen Mückenstimmen jäh durchbricht. Ich eile nach der Richtung und gewahre nicht ohne Schreck, daß der Harmlose in die Fangarme einer Mantis geraten ist und sein Leben ausgehaucht hat, devor ich seiner wie des ganzen Schauspiels ansichtig wurde.

Gleich einem zerfressenen Strohhalm mit blattäuschenden Flügeln hatte sich die Fangschrecke hier zwischen dem Rebenlaub aufgestellt, um in dem reichbesetzten Birschgebiet der Lendjagd obzuliegen. Der Brummer mußte sich ausgerechnet in ihrer Nähe zu kurzer Rast niedergelassen haben. Ein wohlgezielter Schlag mit den Fangbeinen, ein Aufschreien, und schon drangen die scharfen Kieferschneiden in Kopf und Brust, verschlangen Magen und Eingeweide ließen Flügel und Ringschalen fallen und erledigten in kaum drei Minuten den fetten Rumpf des Brummers.

Behaglich säubert dann die Räuberin ihre Fangeisen, faltet sie zusammen, und in dieser Haltung, den Vorderkörper leicht empor gehoben, mag sie, zumal bei ihrem weiblichen Gesicht wie den schleppkleidigen Flügeln schon den Eindruck einer Beterin, ja frommen Büßerin, erwecken.

Seit diesem Brummermord aber sitzt die „Heilige" in einem geräumigen Glashause meines Arbeitszimmers. Aus persönlicheren Beziehungen will ich weiter erfahren, wie sie ihre Gebetsübungen verrichtet, wie ihr Händefalten fast stets mit einer Mordtat verbunden ist.

Es wird Abend in der Glaskammer ihres Terrariums. Hager undschmal, 80 Millimeter lang, sitzt sie mit witterndem Dreieckskopf an dem kleinen Mandelzweig, den ich ihr zu Kletterzwecken eingebaut habe. Grünleuchtende Augen durchschielen den Raum. Ein stets freßlustiger Trieb ahnt bereits, daß sich etwas im Hause regt, immer mächtiger regt. Diesmal ist es keine Durchschnittsbeute, keine Fliege, kein Brummer oder Heuperdchen, mit denen sie so mühelos fertig wird; diesmal ist es einer, der gelbfarbene Ringe um den Leib trägt, mit mächtigen Kneifzangen und vergiftetem Dolche bewehrt ist. Libellen und Grasperdchen ergaben sich meist kampflos, überließen sich wie selbstverständlich ihrem Schicksal.

Die Hornisse aber, die ich zu ihr eingelassen, wehrt sich jetzt auf Leben und Tod. Von nur einer Greifzange gepackt, beißt und sticht die Wespe derart um sich, daß die Mantis, aus Ratlosigkeit, wie sie die Beute anbeißen soll, sie wieder freigibt. Wütender durchstürmt die Hornisse das Glasgemach. Fast wie eingeschüchtert klimmt die Mantis den Zweig höher hinauf; mehrere Hiebe gehen fehl. Doch der Hunger macht listig und grausam. Diesmal schlägt sie nicht am Boden zu, auch nicht am Vertikalstamm des Mandelbäumchens; sie wartet, bis der Gegner weidgerecht für den Doppelgriff auf dem Seitenzweige sitzt. Der Schlag gelingt. In die Doppelmeißel eingeklemmt, gibt es kein Entrinnen mehr. Weder Beißen, Krümmen noch Dolchen helfen dem tapferen Krampen. Machtlos prallen Stiche und Bisse am Brustpanzer der Mantis ab. Acht Minuten dauert die Mahlzeit an dem geharnischten Wespenleib. Nur einige gelbschwarze Bauchgürtel und stärkere Schenkelanochen bleiben davon übrig selbst der Stachel samt Giftsache ich sehe es mit eigenen Augen, werden ohne Magenbeschwerden von der Mantis aufgezehrt.

Gewiß ist das kein schönes, kein anziehendes Schauspiel. Aber darf man darum unser Insekt als blutdürstig oder grausam verdammen, weil es nur lebendige Kerbtiere frißt? Kann man einen Löwen zu einem Aas- oder Pflanzenfresser bekehren, einen Adler zu einem Körnervogel? Und wir Menschen, dir wir sogar imstande wären, nur von Pflanzen und Früchten zu leben, überliefern wir nicht wie selbstverständlich jährlich ganze Armeen von Tieren, nicht nur Schlachttieren, dem Messer und dem Blei?

So war ich meiner Mantis nicht ungehalten, als sie Mitte März aus Drüsensaft eine walnußgroße Tonne herstellte und sie mit 30 bis 40 Eiern belegte. Im Mai schon ward die Tonne lebendig: eine ansehnliche Schar Mantiskinder von der Größe unserer Waldameisen stieg daraus hervor. Wieviel ausgewählter Nahrung hätte es bedurft, bis sie nach etwa zehnmaligen Häutungen die Größe der Mutter erreicht hätten? Daher übergab ich sie — die Kinder meiner Mantis — ohne Selbstanklagen dem allnährenden Schoß der Mutter Natur.

—⊙—

Weltferne Inseln

Was hat sich auf St. Paul ereignet? — Das Paradies der Langustenfischer. — Der Einsiedler von der Schweineinsel.

Von G. W. Brandstetter.

Einer Meldung zufolge, die in letzter Zeit durch die Tagespresse ging, ist man in Frankreich seit zwei Monaten ohne jede Nachricht von der Insel St. Paul geblieben, und schon wird die Befürchtung ausgesprochen, dieses vergessene Eiland im südlichen Indischen Ozean sei einer Naturkatastrophe zum Opfer gefallen und im Meer versunken.

„St. Paul? Wo liegt es?" werden viele gedacht haben. Die Frage ist vollkommen berechtigt, denn die wenigsten haben je etwas von diesem sieben Quadratkilometer umfassenden Inselchen gehört, jenem erloschenen Vulkankegel, den 4500 Kilometer vom nächsten Punkt des afrikanischen Festlandes trennen. Französischer Besitz, war es doch bis vor einem Jahr noch ohne jedes Interesse für das Mutterland, da es kaum bewohnbar erschien und außerhalb jeder Schiffsroute liegt. Verschiedene wissenschaftliche Expeditionen und vereinzelte Walfänger besuchten die Insel, doch wurde sie nie dauernd bewohnt.

Erst im vergangenen Jahre lenkte der außerordentliche Langustenreichtum der Insel und ihres durch einen achtzig Meter breiten Einbruch mit dem Meere verbundenen Kraterees die Aufmerksamkeit einer französischen Erwerbsgesellschaft auf St. Paul, und zwanzig bretonische Fischer waren bereit, sich dort anzusiedeln. Eine kleine Fabrik zur Konservierung der in geradezu fabelhaften Mengen gefangenen Languften entstand, daneben eine kleine Funkstation. Die mit dichtem Graswuchs, mit Azorellen und Kreuzblütlern bestandene, baumlose Insel sah die ersten Anfänge einer kleinen Viehzucht, Schweine, Ziegen und Hammel, die aus der Bretagne mitgeführt worden waren.

Der Franzose Aubert de la Rue, der damals im Auftrage seiner Regierung eine Reise nach den 1100 Kilometer von St. Paul entfernten Kerguelen benutzte, um sich vierzehn Tage lang auf der vergessenen Insel aufzuhalten, konnte auch einen ans Unglaubliche grenzenden Fischreichtum feststellen. Die Fische bissen selbst an wenn kein Köder an der Angel steckte, und im Magen eines 70 Kilo schweren Ungetüms fanden sich noch lebende Languften. Letztere lassen sich an der Küste und im Kratersee mit der Hand fangen und dienen den Tausenden von zutraulichen Pinguinen als Futter.

Haben die wenigen Bewohner von St. Paul demnach auch nicht unter Nahrungssorgen zu leiden — Gemüse wächst in genügender Menge und es gibt Süßwasser, darunter heiße Quellen, in denen Fische und Languften innerhalb weniger Minuten gar gekocht werden können —, so ist doch der Aufenthalt auf der Insel wenig angenehm. Der südliche Winter beginnt schon im April mit starken Niederschlägen bei einer Temperatur von fünf Grad und dauert als fast ununterbrochene Regenzeit bis Ende November. Während dieser Periode weicht der feuchte Nebel kaum, und fast das ganze Jahr hindurch wüten dort auf dem vierzigsten Grad südlicher Breite jene gefürchteten Stürme, die von den Seeleuten die „Brüllenden Vierzig" genannt werden. So mag es für phantasiebegabte Gemüter verlockend sein, sich auf Grund des längeren Ausbleibens aller Nachrichten von St. Paul vorzustellen, daß dieser nur mit den Kraterwänden bis zu 200 Metern aus dem Meer auftragende Vulkankegel in einer finsteren, stürmischen Nacht mit allen Bewohnern in den Fluten versank. In Wirklichkeit ist das Schweigen sicherlich auf eine Störung der Funkstation zurückzuführen. Voraussichtlich wird die „Esperance", die im Auftrage der französischen Regierung gelegentlich ihrer jetzigen Fahrt in die See-Elefantenjagdgründe der Kerguelen auch nach den zwanzig Bretonen auf St. Paul forschen soll, die Bewohner ebenso gesund antreffen, wie andere Schiffe die Osterinsulaner, von denen in den letzten Jahren mehrfach behauptet wurde, sie seien mit ihrer Insel und deren geheimnisvollen Steinbildern untergegangen.

Eine traurige Entdeckung mußte dagegen vor einigen Wochen ein Walfänger machen, der auf seiner Fahrt im südlichen Indischen Ozean rein zufällig die zum unbewohnten Crozet-Archipel gehörende Schweineinsel anlief. Dort hatte seit 13 Jahren ein einziger Mensch, ein Australier namens Hardy, gelebt. Die Insel liegt 1100 Kilometer westlich der Kerguelen und gleicht St. Paul in klimatischer und vegetativer Beziehung. Eine neuseeländische philantropische Gesellschaft unterhält dort ein Lebensmittellager für etwaige Schiffbrüchige; sie hatte Hardy als Depotverwalter mit 500 Mark Jahresgehalt und freier Station angestellt. Er bewohnte eine Steinhütte, deren Ritzen mit Moos ausgestopft waren, und besaß nur einen Hund als einzigen Gesellschafter. Eine Funkstation bestand nicht. Einmal jährlich lief ein Dampfer die Insel an und erneuerte die Vorräte. Hardy sprach hierbei kaum ein Wort. Er legte schweigend seine Lagerlisten vor und schien froh zu sein, wenn das Schiff den Anker hob. In den dreizehn Jahren seiner freiwilligen Verbannung empfing der Einsiedler ein einziges Mal Briefe aus der Hand des Kapitäns und warf sie uneröffnet ins Feuer. Allem Anschein nach handelte es sich bei ihm um einen gebildeten Menschen, und Gerüchte wollten wissen, Hardy sei australischer See-Offizier gewesen und habe eines leichtsinnigen Streiches willen den Dienst quittieren müssen, weshalb er seinen Namen änderte und zum menschenscheuen Einsiedler wurde. Die Besatzung des außerkursmäßig dort landenden Walfängers war deshalb nicht erstaunt, als sie nicht von Hardy begrüßt wurde. Sie wollte ihn in seiner Steinhütte aufsuchen, doch sie konnte nur noch dem anscheinend vor Monaten verstorbenen Sonderling die letzte Ehre erweisen und seine Ueberreste mit denen seines treuen Hundes zusammen beerdigen. Der Tote hatte keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen, so daß nur angenommen werden kann, daß er einer Krankheit erlag. Die einzigen Gegenstände, die auf einen — wenn man es überhaupt so nennen will — Wunsch nach Luxus in dieser urwüchsigen Umgebung schließen lassen, waren drei Bücher, ein Shakespeare, Voltaires „Candide" und Miltons „Verlorenes Paradies".

—⊙—

Hochschulvagabunden

Sechzigtausend Kilometer auf anderer Leute Kosten. — Das gefährdete Ansehen der weißen Rasse. — Vom Salonwagen ins chinesische Reisfeld.

Von John C. Waters-Chicago.

Mancher deutsche Konsul hat Grund, über Landsleute zu klagen, die aller Mittel entblößt bei ihm um Unterstützung nachsuchen, weil die abenteuerliche Fahrt, die sie auf vage Verheißungen hin oder gar aufs Geratewohl und ohne Mittel unternahmen, den Erwartungen längst nicht entsprach.

Aber diese deutschen „Weltreisenden" mit ihren Postkarten sind die reinen Waisenknaben gegen den neuesten Vertreter amerikanischen Vagabundentums, gegen den Hochschultramp. Abenteuerlust treibt Hunderte von jungen Amerikanern, die das College absolviert haben, hinaus nach dem Fernen Osten, wo sie bald hilfesuchend in irgend einem Konsulat landen, wenn ihnen das Glück nicht besonders hold ist. Der Wunsch dieser Jungen, die Welt zu sehen, bevor sie ins Berufsleben treten, ist ganz natürlich, aber der Leichtsinn, mit dem diese Orientreisenden ihr Unternehmen beginnen, kennt keine Grenzen. In der einen Tasche ihr Hochschuldiplom, das ihnen ihrer Ansicht nach die Welt erobern wird, in der anderen ihre Zahnbürste, drücken die hoffnungsvollen Globetrotter ihren Eltern die Hand: „Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott Euch behüt'!" und ziehen weit zuversichtlicher als ihr Vorgänger im Lied nach der Westküste hinüber. Wenn sie dann in Seattle oder San Franzisko ihre Dampferkarte nach Schanghai, dem beliebtesten Ausflugsort dieser Jünglinge, gelöst haben, so bleibt meistens kein Zehndollarschein mehr in ihrer Brieftasche.

Manchmal haben sie wirklich Glück. Empfehlungen oder gar alte Bekannte aus den Staaten helfen in Ostasien den aus den Wolken Geschneiten weiter, beherbergen sie einige Zeit und schieben sie dann mit vielen Segenswünschen und drei Kreuzen an einen anderen Gutmütigen ab. An Arbeit denken die Jünglinge nicht, und daß sie im Grunde genommen nur von Almosen leben, verträgt sich merkwürdigerweise sehr gut mit ihrem Nationalstolz. So rühmte sich kürzlich in Schanghai ein Student der Chicagoer Universität, daß er mit weniger als zweihundert Dollars eine Reise von sechzigtausend Kilometern über den Pazifik und kreuz und quer durch Ostasien gemacht habe, ohne auch nur einen Finger krumm zu machen: „Ich weiß, daß ich anderen auf der Tasche liege, aber das Leben gefällt mir."

Ein anderer Typ sind die jungen Hochschultramps, die mit leeren Taschen in China oder Japan ankommen und es verstehen, innerhalb kurzer Zeit die Bekanntschaft einer der vielen alleinreisenden wohlhabenden Landsmännin nen älteren Semesters zu machen, die vielleicht froh sind, doch einen Beschützer zu haben. So ist mancher Jüngling, den sein Konsul an der chinesischen Küste aus dem Dienstzimmer komplimentierte, weil es kein Obdachlosenasyl sei im Schlafwagen erster Klasse in Cherbourg eingetroffen, um auf einem Luxusdampfer seine Heimat wieder zu erreichen, da ihm seine Reisebekanntschaft mütterliche Gefühle entgegenbrachte.

Im allgemeinen gereicht diese Sorte Amerikaner den Vereinigten Staaten nicht im geringsten zur Ehre. Deshalb sind die jungen Leute gerade den Konsuln im Fernen Osten, wo das Ansehen der Weißen schon stark gelitten hat, ein Dorn im Auge, und das Herz der amtlichen Vertreter ihres Vaterlandes schlägt ihnen mit der gleichen Liebe entgegen wie den zerlumpten und betrunkenen amerikanischen Seeleuten, die einen großen Teil der Konsulats„kunden" bilden. Aber letztere haben den Vorzug, daß die Konsuln sie sich von amtswegen mit dem ersten abfahrenden amerikanischen Schiff vom Hals laden können, während das bei den Hochschultramps leider nicht der Fall ist.

Ganz abgesehen von ihrer Hoffnungsfreudigkeit sind die Jünglinge oft von der gütigen Natur mit einer Frechheit beschenkt worden, die alles sonst Gewohnte übersteigt. So kamen vor kurzem zwei junge Herren zum Konsul in einem der großen chinesischen Häfen: „Wir sind Sachverständige auf dem Gebiete der Anthropologie und wünschen die Expedition Chapman Andrews in der Gobi aufzusuchen." — „Bitte", meinte der Konsul, der die Sorte Vögel kannte, „tun Sie das. Ich hindere Sie nicht daran." Die Jünglinge horchten auf: „Nicht hindern? Im Gegenteil, wir hoffen, daß Sie uns behilflich sind, in die Mongolei zu kommen. Bitte, veranstalten Sie innerhalb der amerikanischen Kolonie eine Sammlung für uns." Der Konsul beherrschte sich: „Nein." „Dann leihen Sie uns ein paar hundert Dollars, damit wir die Expedition erreichen können." Jetzt stand der Konsul in aller Ruhe auf: „Herrschaften, tun Sie mir den Gefallen und verlassen Sie mein Dienstzimmer." Die Jünglinge waren schwer gekränkt: „Wir hatten niemals geglaubt, daß ein amerikanischer Konsul so wenig Interesse am Fortschritt der Anthropologie haben könnte." Und einer setzte hinzu: „Mein Onkel ist Senator und wird dafür sorgen, daß Sie fliegen!"

Einige Zeit später brachte die chinesische Polizei dem Konsul zwei etwas heruntergekommene Gestalten. Der Beamte erkannte mit einer gewissen Genugtuung seine beiden „Anthropologen". Dieses Mal waren die Jünglinge aber sehr kleinlaut. Die Polizei hatte sie zwischen Tientsin und Peking aufgelesen, als die beiden Forschungsreisenden mit einem Dollar in der Tasche versuchten, den blinden Passagier zu spielen. Nun mußte der Konsul doch eine Sammlung veranstalten, um die jungen Herren auf den nächsten heimwärts fahrenden Dampfer zu verladen. Beim Einlaufen in den ersten japanischen Hafen ging es dann „Anthropologen" aber schon wieder so gut, daß sie auskniffen und nicht mehr gesehen wurden.

Zu einer anderen Sorte Hochschulvagabunden gehören die „Schriftsteller". Sie behaupten, auf der Weltreise zu sein, um Eindrücke für ein Buch zu sammeln, schmuggeln und essen sich durch China, Japan oder gar durch die Südseeinselwelt und ziehen das Ansehen der Weißen in den Schmutz. Mitunter geben sie auch zu diplomatischen Verwicklungen Anlaß, wie es beinahe jener junge Tramp tat, der angeblich während einer Reise auf dem Yangtse von Chinesen verwundet worden war. Schließlich stellte es sich aber heraus, daß der hoffnungsvolle Jüngling sich selbst eine oberflächliche Wunde beigebracht hatte, weil er seinen Namen in den Zeitungen seiner Heimat gedruckt sehen wollte, bevor er mit seinem Buch voll „selbsterlebter" Abenteuer herauskam.

Allgemein sind die jungen Herrschaften der Ansicht, ein Amerikaner könne in China den blinden Passagier noch besser spielen als in seiner Heimat. Viele glauben, eine überlegene Miene, ein gelegentliches Blecken aller Goldzähne und ein möglichst deutliches Zurschautragen ihrer Verachtung für die gelbe Rasse genüge, um die Erlaubnis zu erhalten, kostenlos ihre Stiefel auf die guten Plüschpolster der chinesischen Salonwagen zu legen. Sie sind höchst empört, wenn die Schaffner kein Verständnis für diese Ehre bezeugen, sondern sie am Kragen packen und mit einem Fußtritt ins nächste Reisfeld schicken, was den Jünglingen in Anbetracht des „Blitztempos" der chinesischen Züge selten etwas schadet. Dann können die Hochschultramps wirklich ein Abenteuer erleben, mit Fußwanderungen durch ein Land, dessen Sprache ihnen rätselhaft ist; doch selten finden sie dann Geschmack daran.

Die Konsuln wissen meistens nicht, was sie mit diesen Landsleuten anfangen sollen. Ihnen vollen Schutz zu gewähren wie anständigen Geschäftsleuten und Touristen ist nicht möglich, weil die Beamten sich in den Augen der Asiaten kompromittieren würden. Die Jünglinge von vornherein wieder in die Heimat abzuschieben, wagt man selten, denn die Hochschultramps haben, wenn nicht verwandtschaftliche so doch sich durch das College vermittelte einflußreiche Verbindungen in der Heimat. Das einzige, was die Beamten tun können ist, daß sie die Bundesbehörden bitten, bei Ausstellung der Auslandspässe ein wenig mehr Vorsicht walten zu lassen.

—⊙—

Der Babu

Eine indische Geschichte

von Paul Richard Greiner.

Als der von denen neuen Propheten geschürte indische Freiheitsdrang den Leib der reichsten Halbinsel der Erde gleich einem Wundfieber schüttelte, residierte Lord Robert Mills in Bombay.

Der Babu, der den telephonischen Apparat Seiner Herrlichkeit zu bedienen hatte, trat über die Schwelle des Amtszimmers und meldete: „Hauptmann Sherford ersucht um eine dringliche Unterredung." Da sah der in einen blütenweißen Seidenanzug gekleidete Lord von seinen Akten auf. Er legte die Shagpfeife zur Seite. Würdevoll, schier feierlich erhob sich seine hagere, von der Sonne der Gangesniederung ausgetrocknete Gestalt, und ein feines Lächeln der Ironie umspielte seine bartlosen Lippen. „Ich lasse bitten, Rabinda."

Der Babu entfernte sich lautlos; mit einer tiefen Verbeugung vor dem weißen Sahib, die an die Anbetungsgeste eines Schwarmpriesters im Tempel zu Benares erinnerte.

Nach wenigen Minuten stand Hauptmann Sherford vor seinem Vorgesetzten. In lehmfarbener Khakiuniform, den Tropenhelm in der Hand haltend, die Röte der Aufregung in dem jugendfrischen Gesicht.

„Nun, Hauptmann?" forschte Mills.

„Man hat Barrikaden errichtet, Ew. Lordschaft. Ich werde feuern lassen."

„So? . . Wie lange sind Sie in der Kolonie?"

„Fünf Monate."

„Und wo waren Sie vorher?"

„In Ladysmith!"

„Hm! Begreiflich . . Aber die Hindus sind keine Zulus."

Hauptmann Sherford schwieg. Sein Uebereifer hatte ihm da wieder einmal eine Lektion eingetragen, und der von Mills in so geschickte Form gekleidete Vorwurf verfehlte die gewollte Wirkung auf sein sicher reagierendes Gefühl nicht. Zumal, als der Lord nun, scheinbar vollkommen zusammenhanglos, fortfuhr: „Was halten Sie denn von Rabinda, Hauptmann?"

„Wer ist das?"

„Der Babu, der Sie meldete."

„Ew. Lordschaft verzeihen, aber was ist das „ein Babu?"

Mitleidig ob solcher Unwissenheit lächelte Lord Mills. Aber dann erklärte er: „Eine von den 1200 Kasten Indiens."

„1200?"

„Es können deren auch 1500 sein, genug, daß sie sich alle miteinander gegenseitig verachten und sich infolgedessen jahraus ‚jahrein in den Haaren liegen, wodurch die Macht Seiner Majestät in diesem Lande unzerbrechlich wird."

„300 Millionen gegen 200 000!"

„Allerdings! . . Und wo stehen die Barrikaden?"

„An der Kreuzung von Victoria-Cliverstreet."

„Trefflich, ganz trefflich!" Vergnügt rieb sich Lord Mills die sorgfältig gepflegten aristokratischen Hände, ohne daß Sherford auch nur das Allermindeste seiner gehobenen Stimmung in dieser nach seinem Urteil kritischen Situation des Aufstandes begriff.

„Die Tommies Seiner Majestät sind kostbar, Hauptmann."

„Freilich, Ew. Lordschaft!"

„Und das Leben eines einzigen weißen Soldaten steht bei mir hoch über dem Werte von hundert Farbigen."

„Ganz meine Ansicht."

„Also . . . Sie sagten Victoria- und Clivestreet! . . . Beginnt dort nicht das Mohammedanerviertel? Und liegt dort nicht die Moschee El Ezer?"

„Allerdings!"

„Gut, gut, gut!" Die gepflegte Hand drückte auf den Knopf. Rabinda erschien.

An ihn wandte sich jetzt Lord Mills mit der Sherford in maßloses Erstaunen versetzenden Frage: „Was ist ein Tamil, Rabinda?"

„Ein Unreiner, Sir."

„Und was ist Brahma wohlgefällig, Rabinda?"

„Die Unreinen zu vernichten!"

„Uno Wischnu?" — „Gleichfalls!"

„Und der furchtbaren Durka, Rabinda?" — „Gleichfalls!"

„Und Schiwa?" — „Gleichfalls!"

„Also! Du kennst die Moschee El Ezer?"

Vor dieser Frage gestellt, schüttelte sich der Babu voll Grauen und Ekel.

Aber Lord Mills, der wohl wußte, daß er auf diesem Wege des Aufreizens indischen Hasses am raschesten zu seinem Ziel gelangen würde, fuhr fort: „Und was winkt dem Frommen, Rabinda, der zur Vernichtung der Unreinen beiträgt?"

„Der Kuß der Houri, Sahib."

„Also! Kannst du ein Schwein auftreiben, Rabinda?"

„Meine Mutter hat deren zwei im Stall, Sahib."

„Vortrefflich! Ich schenke dir 10 Pfund, Rabinda, wenn du eines dieser Tiere in den Vorhof von El Ezer trägst."

Die Augen des Babus begannen zu leuchten, weniger infolge der Aussicht auf den hohen Lohn, obwohl ja auch dieser nicht zu verachten war, als in dem Vorgefühl der Seligkeit, die ihn dereinst im Kusse der Houri überkommen würde, weil er Unreines vernichtet hatte.

Noch einmal wandte sich Lord Mills an ihn: „Führe aus, was ich dir anbefahl, Rabinda!" Der Babu verschwand.

Die Stimme Lord Mill's, der sich nun wieder an den von einem Erstaunen in das andere fallenden Colonel wandte, nahm eine dozierende Färbung an: „Ja, ja, mein Verehrtester! Es war und ist und bleibt der höchste Leitsatz britischer Kolonialpolitik, was ich Ihnen da eben in einem lehrreichen Beispiel vor Augen zu führen glücklicherweise die Gelegenheit hatte. Auf der Uneinigkeit der anderen beruht unsere Macht. Sie ist des gewaltigen Rätsels einzige Lösung. Und wenn sie 600 Millionen anstatt 300 wären! So lange einer den anderen verachtet und mit ihm nicht aus derselben Schüssel essen kann, sind wir unüberwindlich. Denn ihre Schwäche ist unsere Kraft."

Colonel Sherford wagte kein einziges Wort des Zweifels, und der Gang der Dinge gab Lord Mills recht. Denn am folgenden Tage berichteten die „Bombay Times", daß es im Mohammedanerviertel zwischen Islamiten und Hindus wieder einmal zu einer blutigen Auseinandersetzung gekommen sei, weil ein Babu den Vorhof von El Ezer durch Einschleppen eines Schweines verunreinigt habe. Aber von dem Aufstand gegen die britische Regierung, der doch den Anfang gebildet hatte, verlautete nichts.

—⊙—

Chinesische Geheimgesellschaften

Von Sidi v. Förster-Streffleur

In keinem Lande haben sich Geheimorganisationen in solcher Menge zusammen geschlossen, wie in China. Die dadurch hervorgerufenen merkwürdigen und oft gefährlichen Zustände konnten nur in einem Staate gedeihen, dessen Länder durch unebenliche und heftige